This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

**Usage guidelines**

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

**About Google Book Search**

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

**Über dieses Buch**

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

**Nutzungsrichtlinien**

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

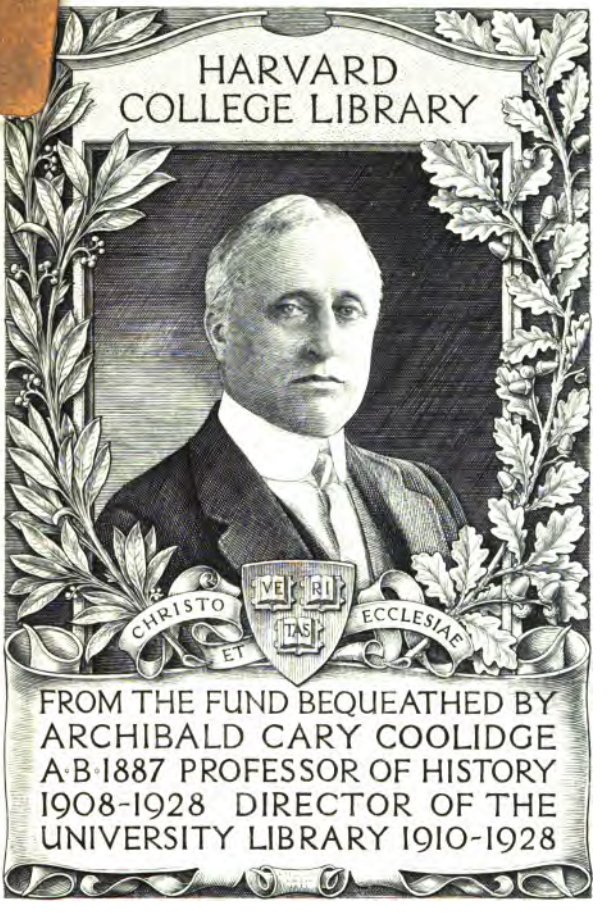
**Über Google Buchsuche**

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Educ 1045.11.30

DIEZ
TULIUS RLAIHER

Educ 1045.11.30



# Julius Klaiber.

Ein Lebensbild

von

Max Diez.

---

Mit vier Bildern.

Stuttgart
Fr. Frommanns Verlag (E. Hauff)
1893.

# Julius Klaiber.

Ein Lebensbild

von

Max Diez.

---

Mit vier Bildern.

Stuttgart
Fr. Frommanns Verlag (E. Hauff)
1893.

Educ 1046.11.30

HARVARD
UNIVERSITY
LIBRARY
NOV 21 1963

Coolidge

T 1959.42

Druck der Hoffmannschen Buchdruckerei in Stuttgart.

Die Liebe und Verehrung, die sich an dem allzufrühen Grabe Julius Klaibers reich und ergreifend kundgab, rühmte in ihm einen Charakter ohne Ecken und Winkel, einen Geist, erglüht für das Schöne, ein dem Ewigen hingegebenes Gemüt, die reine Herzensgüte, die in jedem Menschen die Menschheit zu ehren gewohnt war, und jene goldene Treue, die er selbst so manchmal an den Gestalten unserer heimischen Dichtung gepriesen hat. Man darf sagen, daß die Anlage zu diesem Charakter von den Eltern her in ihm gewesen ist, denen er am 22. März 1834 im alten Kloster zu Schönthal, fern an der Grenze unseres Landes, als dritter Sohn geboren ist. Der Vater, Ernst Wilhelm, früher Diakonus in Vaihingen, seit 1829 Professor am theologischen Seminar in Schönthal, aus altwürttembergischer Theologenfamilie, wird als ein Mann gelehrter Bildung und guten liebenswürdigen Charakters geschildert; die Mutter Sofie war von den Schwestern Wilhelm Hauffs diejenige, die ihm am meisten glich; sie hatte dieselben lichten warmen Augen, dasselbe Gemüt, eine regsame Phantasie und war eine ausgezeichnete Märchenerzählerin; als Arbeitslehrerin am Katharinenstift, als Leiterin einer Mädchenpension, hat sie nach dem frühen Tode ihres Mannes alle Herzen gewonnen und wird heute noch von vielen in begeistertem Andenken bewahrt. Den zarten, feinorganisierten Knaben umgab also in seinem Vaterhaus der belebende Hauch eines gesunden und warmen Geistes, und wie sonnig die in Schön-

thal verlebten Tage seiner Kindheit waren, dafür hat er später einmal in einem seiner Mutter geschriebenen Bericht über eine Reise nach der alten Heimat ein ergreifendes Zeugnis abgelegt. Aber er war kaum sieben Jahr alt und hatte eben bei einem Seminaristen das Lateinische zu lernen angefangen, da starb der Vater an Auszehrung infolge eines langen Leidens, aus dem die Aerzte nicht klug wurden, in Neustadt a. d. Linde, in dem Hause eines befreundeten und verwandten Arztes Dr. Elsäßer, demselben, aus dem sich Julius Klaiber später die Braut holen sollte.

Es lag für die Witwe nahe, in ihre Heimat Stuttgart zu ziehen. Dort fand sie einen treuen Freund ihres Hauses, den früheren Repetenten in Schönthal, damaligen Diakonus an St. Leonhard Heigelin, späteren Schulrat, welcher ihr in der Erziehung des Knaben, der nun in das Gymnasium eintrat, kräftig an die Hand ging. Heigelin war Junggeselle und Humorist, religiös-liberal, politisch ein national gesinnter Mann, eine klare energische, überaus wahrhafte und gesunde Natur. In dem Nachruf an seinem Grabe hat ihm sein Pflegsohn, der mit warmer Liebe an ihm hing, später ein herrliches Zeugnis ausgestellt. „Ich kann nicht von meiner Ausbildung sprechen," sagt er auch in dem zum Professoratsexamen geschriebenen Lebensabriß, „ohne nächst der treuen Sorgfalt meiner Mutter seiner mit Dankbarkeit zu gedenken. Ich war jeden Abend bei ihm, er überwachte meine Arbeiten, er teilte meine Vorbereitung, er wandte sich mit jugendlicher Freude zu den alten Sprachen zurück, an der meine Liebe zu denselben sich entzündete." Der Einfluß Heigelins auf den Knaben kann nur günstig gewesen sein; sein kernhaftes Wesen, seine humoristische Art erfrischte und stärkte den jugendlichen Geist, den vor allem eine zarte, fast weibliche Empfindung kennzeichnete und den der ernste und männliche Oheim, Hermann Hauff, der Leiter des Morgenblattes, anfangs etwas zu „süß und hold" fand.

Da that ihm männliche Leitung gut. Ein Bildnis des etwa zehnjährigen Knaben, das noch vorhanden ist, zeigt denn zwar eine feine, zierliche Gestalt, aber auch ein überaus munteres frisches und gesundes Wesen und lacht mit jugendlichem Uebermut in die Welt. Es schadete also seiner kindlichen Natürlichkeit nichts, daß er durch den Umgang Heigelins dem mit den Kameraden fast entzogen wurde, höchstens wäre zu beklagen, daß der zartgliedrige Knabe auf diese Weise die stählende Kraft der Jugendspiele einigermaßen entbehrte, die er gar wohl hätte brauchen können. Dafür hat ihn Heigelin auch auf Vakanzreisen mitgenommen und manchen tüchtigen Marsch mit ihm gemacht: im dreizehnten Jahre durfte er den Schwarzwald, Straßburg, Heidelberg und Mainz besuchen; ein Jahr nachher, Sommer 1847, nach dem Landexamen, war er am Bodensee, in Gais bei St. Gallen, von wo aus der Kamor bestiegen wurde, dann in Schaffhausen und Zürich. Die ausführlichen Reiseberichte, die er darüber der Mutter zu ihrem Geburtstag geschrieben hat, sind voll Lebens und zeigen eine für sein Alter außerordentliche Sprachfähigkeit. Auch sonst hat er außer der Schule manches geschrieben, Aufsätze für Heigelin über alle möglichen Themata; einmal seiner Mutter eine ausführliche Inhaltsangabe des Tell. Dagegen wußte er mit dem Aufsatzthema des Landexamens, das an das Selbstdenken unverhältnismäßige Anforderungen stellte — es sprach von dem sittlichen Wert der Vaterlandsliebe — nichts anzufangen. Er bekam bloß die Note ziemlich gut, worüber Heigelin unglücklich gewesen sein soll, obwohl die sonstigen Resultate des Examens glänzend und Klaiber in der Lokation der zweite war.

Es wurde nun der Mutter, mit der den Knaben eine zärtliche, fast töchterliche Liebe und so lange sie lebte das innigste Vertrauen verband, erlaubt, ihren erst dreizehnjährigen Sohn, der in das Seminar Maulbronn eintreten sollte, zu Hause zu behalten, und so besuchte er von 1847

bis 1851 die oberen Klaſſen des Stuttgarter Gymnaſiums. Es war noch die ſchöne Zeit des alten Gymnaſiums: Gleichgültigkeit gegen bloß äußerliches Wiſſen, dagegen überall das Streben nach menſchlich freier, wahrhaft allgemeiner Bildung, das Deutſche beſonders geſchätzt und der ganze Unterricht auf eigene Darſtellung des aufgenommenen Stoffs und ſelbſtändige Arbeit hindrängend; dazu Männer wie Mönnich, Guſtav Pfizer, Reuſchle u. ſ. w. als Lehrer! Hier wurde der Grund gelegt zu der ausgezeichneten Sprachfähigkeit, die Klaiber von Anfang ſeiner ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit an auszeichnete, und zu jener liebevollen ja begeiſterten Beſchäftigung mit der Litteratur, die ihn ſein Leben lang begleitete. Es ſind noch nicht weniger als dreiunddreißig Aufſätze vorhanden, die er in den drei oberſten Klaſſen des Gymnaſiums geſchrieben hat; denn es ſcheint, daß damals jeder Lehrer ſtatt der ſtilverderbenden Repetitionen, dieſer echten Frucht eines bloß ſtofflichen, für künftiges Vergeſſen arbeitenden Unterrichts, ſeine Gegenſtände in Aufſätzen bearbeiten ließ. Aufſätze über geſchichtliche, geographiſche Themen finden ſich neben den litterargeſchichtlichen und ethiſchen, ja ſelbſt der Mathematiklehrer ließ die Schüler ſich einmal über die Bedeutung der Mathematik im Schulunterricht ausſprechen. Allmählich kommt in dieſen Aufſätzen der ſpätere Klaiber zum Vorſchein, bei litteraturgeſchichtlichen, äſthetiſchen Fragen zeigt ſich oft eine feine Anempfindung, ein reges Intereſſe für die Poeſie in Stoff und Form; einmal, wo er einen Aufſatz über das Thema „in deiner Bruſt ſind deines Schickſals Sterne“ machen ſoll, tritt ſein äſthetiſcher Eifer gar köſtlich zu Tag, indem er ſtatt des Themas eine Analyſe von Wallenſteins Charakter giebt und dies dann am Schluß damit entſchuldigt, daß er ſich lang und eingehend mit Wallenſtein beſchäftigt „über die Idee, die Ausführung, das Gewebe, die Charaktere klar zu werden geſucht“ habe; „ich hatte die Tragödie ordentlich ſtudiert und hatte

ſchon angefangen, meine Gedanken darüber niederzuſchreiben.“ Es kann uns nach dieſem Zeugnis begeiſterten Studiums nicht wundern, daß der Jüngling unterdeſſen einen Leſekranz unter ſeinen Kameraden gegründet hatte, in dem teils eigene teils fremde Dichtungen vorgeleſen, deklamiert

und über Litteraturgeſchichtliches Vorträge gehalten wurden. Die Sprache, die Auffaſſung iſt in dem eben erwähnten Aufſatz bei dem ſechzehnjährigen Knaben ſchon voller Leben. „Was ſchauſt du,“ ruft er aus, nachdem er endlich auf das Thema gekommen iſt, „was ſchauſt du nach den Sternen, was willſt du dein Geſchick mit glänzenden Lettern in des

Himmels Blau geschrieben lesen, was wartest du auf ein übernatürliches Zeichen, wenn die Natur, die Umstände, die Personen, alles dich auffordert zu handeln?! Ja zum Handeln ist dir deine Kraft verliehen, nicht zum müßigen Träumen! Da steht er und starrt durch sein Fernrohr hinauf zum Himmel — jetzt, in diesem Augenblick, wo die ganze Entscheidung des Geschicks einer Nation, eines Jahrhunderts, des Loses von Millionen in eines einzigen Moments winzige Kürze zusammengedrängt ist, wo alles darauf ankommt, den Knoten mit scharfem Schwert zu durchhauen, da steht er und starrt die Sterne an: ‚die Zeit ist noch nicht da.‘ Ja du wirst sie verpassen! Handle und träume nicht! In dir liegt, was du außen am Himmel suchst" u. s. w. Fällt hier die lebendige Fähigkeit auf, sich in die Handlung hineinzuversetzen, so ein andermal die poetische Stimmungsmalerei. „An einen Weidenstamm gelehnt schaute ich hinauf zu dem Aether, wo die Sonne über den fernen Höhen im schönsten Abendrot erglühte. Die letzten Strahlen drangen, nicht mehr das Auge beleidigend, mit roter Glut und doch so sanfter Milde durch das Gitter der Zweige. Prächtige Wolkenfluten schwammen in ihrem reinen Lichtmeer. Hier der bewegliche, fliegende Dunst in goldenem Glanze strahlend, eine selige Insel im Meer des Azur; dort die schwere Wolke mit purpurrotem Rande, aber dunklem Innern. Und welche Farbenmischung! Wo ist der Maler, der sie auf das Papier zaubern könnte? Und der Mittelpunkt ist die Sonne im ewig reinen Licht, die Sonne, die sterbend ihrer Vasallen Huldigung empfängt; ja sie fliegen auf sie zu, sie beklagen die scheidende Herrin, die zum letztenmal sie durchleuchtet mit inniger Klarheit, zum letztenmal sie durchwärmt mit heilender Glut! — Ich war nachdenklich geworden; auch mich faßte innige Trauer um die scheidende Sonne! Ist es nicht auch so mit den Idealen?" — — (Thema: Welches sind die Ideale, welche wir nie aufgeben dürfen?) Einen

Abweg zeigt uns allerdings diese Stelle, der ihm drohte, das Versinken in Stimmungen, das Spielen mit Gedanken, die leichte Art, eine Neigung zur Uebertreibung, die von den Lehrern manchmal hervorgehoben wird. Aber welch schönes Zeugnis für Lehrer und Schüler, wenn Professor Mönnich in einem Aufsatz über das Thema: „Sind die epischen Dichtungen der Deutschen im Mittelalter bloß dem Stoffe nach oder auch in Beziehung auf Geist und Form voneinander verschieden und worin bestehen diese Unterschiede vornehmlich?“ zum Schlusse bemerkt: „Diese fleißige, mit liebender Hingebung an den Gegenstand verfertigte Arbeit ist zugleich ein Beweis Ihrer Aufmerksamkeit in den Stunden und Ihrer eignen Lektüre. Zum Dank für die Freude, welche Sie mir damit gemacht haben, wiederhole ich die schon früher gemachte Bemerkung, daß Sie mit aller Macht der Neigung widerstreben müssen, alles, was sich etwa über einen Gegenstand sagen läßt, auch wirklich jedesmal zu sagen und alle Vorstellungen und Gedanken, die sich herbeidrängen, auszusprechen. Den guten Stilisten erkennt man nicht nur an dem, was er sagt, sondern auch an dem, was er verschweigt. Mehr Beherrschung des Stoffs, mehr Beschränkung auf das Wesentliche, mehr Auswahl des eigentlich treffendsten Ausdrucks, das ist's, worauf Sie ihr Augenmerk zu richten haben.“ Wie solche Lehren wirkten, dafür haben wir ein Bewunderung erweckendes Zeugnis in der schon oben erwähnten Beschreibung eines Besuchs, den der Siebzehnjährige von Neustadt aus mit Heigelin in Schönthal machte. Munterer Humor, tiefe Herzensbewegung, reine Begeisterung lassen uns hier in ein von allen idealen Mächten durchleuchtetes Jünglingsgemüt schauen. Man kann nichts Wärmeres denken als die Schilderung der allmählich heraustretenden altvertrauten Züge des heimatlichen Thals. „Berlichingen, wo ich so oft mit den Studenten gewesen, ist vorüber und nun tritt das Storchentürmchen,

das liebe, liebe Türmchen hinter der Ecke hervor, der Kreuzberg mit seinem Friedhof winkt herüber; jetzt — aus dem Thale hervor düstern die grauen Türme des teuren Klosters und nun steht es ganz da, die hohe Kirche, das weite Kloster, unsere, unsere Wohnung, jene Fenster, die mir zum erstenmal der Sonne Licht gespendet und alle all die Häuser, die mir so teuer, und all die Bäume, in deren Schatten ich oft geruht! Voll inniger Wehmut, voll süßer Heimatliebe und bitterem Erinnerungsschmerz dachte ich an Hölderlins ‚Heimat‘:

Ihr milden Lüfte, Boten Italiens,
Und du mit deinen Pappeln, geliebter Strom,
Ihr ragenden Gebirg! o all ihr
Sonnigen Gipfel, so seid ihr's wieder?

Du stiller Ort, in Träumen erschienst du fern
Nach hoffnungslosem Tage dem Sehnenden,
Und du mein Haus und ihr Gespielen,
Bäume des Hügels ihr wohlbekannten!

Wie lang ist's, o wie lange, des Kindes Ruh
Ist hin!

Ja, vieles ist über mich hingegangen, seit ich dich nicht mehr geschaut, freundliches Thal! Der Kindheit reine Seligkeit ist zerstoben vor dem tötenden Hauch des kalten Nordsturms, der Jugend schimmerndes Reich that sich auf und schwellte die trunkene Brust und drängte den Jüngling, die Welt zu umfassen und Hohes, Heiliges wirkend einzugreifen in den Lauf der Geschichte. Doch euer sanftes Säuseln, traute Bäume, besänftigt das strebende Herz, löst jene flammende Glut in stille Wehmut auf; ich denke sein, des liebenden Vaters, der segensreich auf dieser Stelle gewirkt, und den nun der kalte Schoß der Erde deckt, und ‚sei wie er‘ flüstern mir die teuren Bäume zu.“

Es ist immer noch eine weiche, in Empfindungen überströmende Natur, die sich in diesen Zeilen ausspricht, und

doch ist etwas Jugendfrohes darin, die Weichheit hat ihr Gegengewicht in einem ernsten Streben, einem idealen Ziel. Und in einem recht muntern Humor. Auch für ihn zeugt die Beschreibung. Man ist auf der Reise an einem landwirtschaftlichen Fest vorübergekommen, das jedes Jahr in einem andern Ort des Oberamts gefeiert wird, „an Dienstboten, Rindvieh und Schweine für treue Dienste und für anerkannte Schönheit Preise austeilt" und unter dem Vorsitz eines dort begüterten Edelmannes steht . . . „Und wirklich stand er auch da, der edle Held, und zeigte sich seinen Kindern in seiner ganzen Majestät und Korpulenz, als Wächter und Behüter des Volks, als Vater der Bedrängten, als pater patriae; und er deutete auf seinen Unterleib als wollt er sagen: ‚Seht! diesen Bauch hab ich für euch gefüttert; seht! diesen Wanst hab ich für euch genährt.'" Wir sehen, Klaiber wird sich nicht zu einer jener siegreichen Naturen entwickeln, die sich und andere im Sturme fortreißen und zur Entwicklung bringen, aber zu dem schönen Bilde eines reingestimmten harmonischen Geistes. Er hatte schon gelernt, im Genuß des Schönen zu schwelgen, und ein gewisser Ehrgeiz, bei ihm immer mehr das Bedürfnis andern etwas sein und geben zu können, fand daran seine Schranke. Sein Wesen, sein Eifer, sein klarer Verstand erweckte indes bei seinen Lehrern die besten Hoffnungen, obwohl eine gewisse formelle Leichtigkeit und feine Anempfindung der hervorstechendste Zug bei ihm war. Diese Eigenschaften zeigten sich auch glänzend in der Rede, die er beim Abgang seiner Promotion über „Klopstock und seinen Einfluß auf die geistige Entwicklung des deutschen Volkes" hielt.

So trat er, nach trefflich bestandenem Konkurs (Aufsatz: rechtgut) in das Stift in Tübingen ein. Es zeigte sich zunächst, daß sein Talent wirklich mehr auf seiten der Form lag. Im philosophischen Studium, bekennen die Repetenten am Schluß des ersten Jahres, habe er den auf ihn gesetzten

Erwartungen nicht entsprochen. Es fehlte ihm nicht an Fleiß, aber offenbar an tieferem Interesse für die Sache; seine Arbeiten ließen das selbständigere Denken und tiefere Eindringen vermissen. Es ist deswegen sehr zu bedauern, daß die damalige Stiftsordnung ihm nicht erlaubte, das theologische Studium, zu dem ihn keine Neigung zog, beiseite zu lassen und sich ganz der Philologie zu widmen, auf die ihn nicht nur das Vorbild seines Vaters und seiner beiden Vatersbrüder, nicht nur der Zuspruch Roths, den er, wie sein Lebensabriß hervorhebt, noch 1½ Jahre zum Rektor zu haben das Glück hatte, sondern ohne Zweifel auch seine ästhetische Neigung hinwies. So kam er überhaupt nicht zu einem so recht konzentrierten Studium. Er hörte zwar anfangs neben den philosophischen Vorlesungen bei Reiff u. s. w. philologische bei Walz, Schwegler, Teufel; dann hörte er mehrere Jahre hindurch, mit A. Wintterlin, dem jetzigen Professor und Bibliothekar hier, mit dem ihn Heigelin bekannt gemacht hatte, und mit dem liebenswürdigen Koburger Ernst Haas (gestorben als Sanskritbibliothekar und Professor an der London University) Sanskrit und Zend bei Professor Roth; wir sehen ihn zwischen hinein mit voller Wonne zu Vischers Füßen sitzen, dessen begeisternde Lehrart er später aus eigener Anschauung trefflich geschildert hat; aber am Ende mußte er doch immer wieder seine Hauptthätigkeit der Theologie zuwenden, die er denn auch mit guter Art im ersten Examen zum Abschluß brachte. Daß bei diesem mannigfaltigen Studium seine ästhetischen Neigungen nicht zu kurz kamen, dafür sorgte einerseits die Privatarbeit: im ersten Jahr arbeitete er z. B. die griechischen Tragiker ganz durch; andrerseits die Pflege der Geselligkeit. Er verkehrte im Hause Vischers und war in manchen Tübinger Familien wie Gmelin, Laupp, Faber ein gern gesehener Gesellschafter. Durch den ein Jahr älteren A. Wintterlin kam Klaiber auf die Stube Quadrat, damals wie

jetzt im Besitz der Königsgesellschaft, in welche er dann auch eintrat. Er schloß sich außer an Wintterlin vorzüglich an die älteren Mitglieder Sigwart (den Philosophen), den als Helfer in Göppingen früh verstorbenen Orientalisten Osiander, an Oskar Jäger, den Vorkämpfer des reinen Humanismus im Gymnasium, der damals einen Kranz leitete, in dem Shakespeare englisch gelesen wurde, an den späteren Geheimrat Wagner in Karlsruhe, den frühverstorbenen Komponisten und Dichter Kaufmann an. Eine besondere Freundschaft verband ihn mit einem Kompromotionalen, dem als Pfarrer ebenfalls früh verstorbenen Frey, an dem ein Maler verloren gegangen war. An ästhetischen Anregungen fehlte es also nicht in seinem Kreise, in dem der liebenswürdige, auch einem fröhlichen Trunk nicht abholde Jüngling sehr wohl gelitten war; doch erfahren wir nichts davon, daß er etwa damals durch eigene poetische Versuche sich ausgezeichnet hätte, was bei der anmutigen Leichtigkeit, mit der er später bei ernsten und heiteren Veranlassungen Verse improvisierte, bei der regsamen Phantasie und der lebhaften Empfindung des jungen Studenten immerhin auffällt; vielleicht ist es daraus zu erklären, daß der nüchterne Heigelin ihn vor Spielereien dieser Art gewarnt hatte. Dagegen befinden sich im Besitz der Familie noch einige Skizzenbücher mit Landschaften, die von hübschem Talente zeugen und die, mit spitzem Bleistift äußerst zierlich gezeichnet, den feinen, auf die Form sorglich bedachten Charakter des Zeichners nicht übel spiegeln. Ein sogenanntes Goldfuchsensemester blieb er nach Absolvierung des theologischen Examens noch in Tübingen, um seine philologischen Studien zu beendigen, besuchte das philologische Seminar u. s. w. und erhielt am Schlusse des Semesters ein Reisestipendium zu einem weiteren Halbjahr, das er in Erlangen bei Döderlein und Nägelsbach zubringen sollte. Da aber das Sommerhalbjahr ihm zu kurz schien, ließ er sich zunächst im Kirchendienst verwenden.

Er wurde am 30. März 1856 ordiniert und dem Pfarrer Günzler in Frickenhausen als Vikar beigegeben. Wie er dort als Prediger wirkte, wissen wir nicht; als Student hatte er, wie nicht anders zu erwarten, sich durch die Lebendigkeit seines Vortrags ausgezeichnet. Allerdings hat einer der Repetenten ihn im Deklamieren zuerst ziemlich nieder taxiert; später aber wird seine Stimme als weich, angenehm, obwohl nicht gerade stark, sein Vortrag als gebildet, frisch und hinnehmend, doch etwas zu leise bezeichnet, und auch bei den Predigtübungen hat er wie jeder lebhaftere Deklamator zwar den Vorwurf bekommen, daß sein Vortrag nicht natürlich genug, aber auch das Lob, daß er gewandt, gebildet und abwechslungsreich gewesen sei. Vor dem Abgang von Tübingen erhielt er denn auch einen Predigtpreis. In späteren Zeiten war er als Prediger sehr beliebt; in Stuttgart hat er in der Garnisonskirche aushilfsweise mit großem Zulauf gepredigt, an manchem Freundesgrab mit ergreifender Wirkung gesprochen.

Zu Erlangen hat Klaiber dann nicht nur den Unterricht und die Anregungen der beiden angesehenen Lehrer genossen, die er in seinem Reisebericht mit dem wärmsten Dank rühmt, sondern auch Hilfsunterricht erteilt, für den ihm Döderlein ein treffliches Zeugnis ausstellte. Den Tagen ernstester Arbeit aber, die er in Erlangen zubrachte, schloß sich nun die wissenschaftliche Reise nach Paris an, die mehr der allgemein menschlichen Bildung

und dem Genuß des Schönen gewidmet war. Er reiſte an Oſtern 1857 ab und nahm den Weg über Belgien, wo er von Hauff's her Verwandte hatte. In Paris, wo er auch Wintterlin fand, war er zunächſt um Vervollkommnung in der franzöſiſchen Sprache bemüht, ohne doch das philologiſche Studium ganz aus den Augen zu verlieren. Nächſt den Vorleſungen in der Sorbonne und im Collège de France, die freilich, wie er in ſeinem Reiſebericht ſagt, keine große wiſſenſchaftliche Ausbeute gewährten, waren es beſonders die Sammlungen der kaiſerlichen Bibliothek und die Antikenſäle des Louvre, die ihn anzogen und beſchäftigten. Ein Zeugnis für die franzöſiſchen Studien haben wir in einem überaus anziehenden Artikel über M. de Sevigné, den er unter dem Titel „Litterariſche Sonntagsplaudereien“ 1886 in der Beilage zum Staatsanzeiger veröffentlichte, ſowie in ſeiner erſten litterariſchen Arbeit, einem Aufſatz über „die deutſche Litteratur in den Pariſer Hörſälen“, der in der Beilage zur Augsburger Allgemeinen Zeitung 1858 erſchienen iſt. Es iſt eine äußerſt lebendige und anſchauliche Skizze der Vorleſungen, welche die Profeſſoren Chasles und Arnould, der eine am Collège de France, der andere an der Sorbonne, über deutſche Litteratur hielten. Trefflich ſtellt er den geiſtvollen Improviſator, den feinorganiſierten durchaus ſubjektiven, pathetiſchen unendlich abſchweifenden Autodidakten Chasles, von dem die Pariſer zu ſagen pflegten, wenn er auf den Katheder ſteige, wiſſe er noch nicht, was er ſagen werde, während er ſpreche, wiſſe er nicht, was er ſage, und wenn er geendigt, wiſſe er nicht, was er geſagt habe, dem ernſten und gediegenen Arnould gegenüber, um mit dem Ausdruck der patriotiſchen Befriedigung zu enden, darüber, daß Deutſchland wenigſtens auf dieſem Gebiete ſeinen Nachbarn nicht zum Spott ſei. Die Vorzüge der Klaiberſchen Darſtellung, das warme Kolorit, das liebevolle Eingehen und Nachleben, der ge-

wandte, anmutige Ausdruck zeigen sich schon in dieser Arbeit, in welcher jedoch noch eine gewisse Anlehnung an die Sprechweise Vischers, wie mir scheint, nicht zu verkennen ist. Doch es wurde in Paris nicht immer studiert; im vertrauten Umgang mit dem Architekten Bäumer und dem Kaufmann Felix Müller verfloß manche fröhliche Stunde. Es wird auch von Besuchen erzählt, die Klaiber in einem Kloster zum heiligen Herzen Jesu bei einer Nonne Heigelin, Schwester des Architekten, gemacht hat, und von Konvertierungsversuchen, die dem jungen Manne eine goldene Zukunft versprachen, der, damals noch bartlos, mit dem frischen, geistvollen Gesicht allerdings einen recht hübschen Abbé gegeben hätte. Doch er hatte, wie er es später von Mörike sagt, „Philosophie und Theologie wenigstens soweit studiert, um mit ihrer Hilfe die volle Höhe eines geistig freien Standpunkts zu gewinnen," und so kehrte er nach viermonatlichem Aufenthalt, welterfahrener, gewandter, aber mit demselben idealgerichteten Streben zurück, das er nun im Hause des Geheimeratspräsidenten Freiherrn von Neurath bei der Erziehung von dessen Sohn Konstantin, dem jetzigen Oberkammerherrn, als Hofmeister zum erstenmal an einem jungen Geiste zu erproben Gelegenheit hatte. Mit warmem Dank spricht er in seinem Lebensabriß von den drei Jahren, die er in diesem Hause verlebte. Der Unterricht, an dem auch der Neffe Neuraths, der jetzige Gouverneur von Soden, teilnahm, ließ ihm Zeit, auch seine philologischen Studien fortzusetzen und die Vorbereitung auf das zweite theologische Examen zu vollenden, das er im Frühjahr 1860 mit gutem Erfolg erstand. Mehrere Monate hat er während dieser Zeit in Oberitalien, insbesondere Venedig, zugebracht, wo Frau von Neurath herstammte und Besitzungen hatte. Zeugnis von diesem Aufenthalt in Italien und einem späteren im Jahre 1876 geben eine Reihe von Skizzen aus Italien, die teils handschriftlich vorhanden sind, teils (in der Beilage

zum Staatsanzeiger) gedruckt wurden, und beweisen, mit welchem Zauber die italienische Natur auch diese feinorganisierte Seele umfaßte. Der humanistische Zug seiner Natur, die reine, zarte Stimmung, das feine Formgefühl, die ästhetische Richtung erhielt in dieser ganzen Zeit ohne Zweifel ihre Vollendung.

Auf die Hauslehrerzeit, in welche auch die oben erwähnten Predigten in der Garnisonskirche fallen, folgen nun eine Reihe provisorischer Anstellungen am Obergymnasium (Hilfslehrer an der 7. und 8. Klasse für Latein, Französisch und Deutsch 1860—61, dann Gymnasialvikar für ein halb Jahr, zwischenhinein auch einmal an der 6. Klasse) und im Jahr 1863 die Professoratsprüfung mit ausgezeichnetem Erfolg, 1865 dann die erste definitive Anstellung als Professor an der 5. und 6. Klasse des Gymnasiums. Damals hat Klaiber auch dem Prinzen Wilhelm Unterricht erteilt, für den ihm ein freundliches Andenken bewahrt wurde. Warme Freundschaft verband ihn mit Günther, dem Erzieher des Prinzen; der „lateinische Tisch" im Museum vereinigte eine muntre Abendgesellschaft. Auch Umgang mit Künstlern war Klaiber sympatisch und sie wußten seine Anregung zu schätzen: so hat er damals den interessanten Konewka längere Zeit um sich gehabt. Auch mit dem alten Freunde Wintterlin erneuerte sich der Verkehr; er machte mehrmals mit ihm Reisen nach München, an den Chiemsee u. s. w.; mit noch zwei andern Familien begannen Wintterlin und Klaiber damals einen dramatischen Lesekranz, der 25 Jahre fortgesetzt wurde. Zur Gründung des eigenen Hausstands war er lange nicht gekommen. Er glaubte es dem treuen Freund seiner Jugend, Heigelin, der damals oft mit schweren Melancholien zu kämpfen hatte, schuldig zu sein, bei ihm auszuharren. Nun aber, im Mai 1867, verlobte er sich mit Sofie, Tochter des oben erwähnten Obermedizinalrat Dr. Elsäßer, die er im September des Jahres

heimführte. Seine ganze Seele glühte damals im Idealen; ein edles Ziel der persönlichen Vollendung, der reinen Entwicklung des geistigen Wesens stand vor ihm, und das persönliche Glück trat ihm unter diesen hohen Gesichtspunkt, den uns Schiller von den Vorkämpfen unseres geistigen Berufs fordern gelehrt hat. Mit ergreifenden Worten hat er später manchmal davon gesungen, was die Frau, die er sich erwählte, ihm auf seinem Wege gewesen ist.

Im Jahre 1868 wurde Klaiber an Klasse 9 und 10 des Realgymnasiums berufen, wo er nun in einer Stellung war, wie geschaffen für ihn, in einem Berufe, dem er sich mit voller Kraft und Freude hingab: der mathematischen Seite des Realgymnasiums gegenüber die humanistische zur vollen Geltung zu bringen. Das Zeugnis seiner Schüler, die mit Begeisterung an ihm hingen, die Schulberichte, die er geschrieben hat, beweisen wie ihm das gelungen ist, und wie er es erstrebt hat. Ueberall zeigt sich das Bemühen, den im höheren Sinn menschlich bildenden Gehalt der alten Schriftsteller voll auszunützen. Die Lektüre des Unterrichts, selbst die schriftlichen Arbeiten werden nach diesem Gesichtspunkt ausgewählt, bei Tacitus womöglich nie die Germania vergessen, die zu reicher Entfaltung der germanischen Altertümer Veranlassung giebt. Besonders interessant mag uns aber die Neugestaltung des deutschen Unterrichts erscheinen, die, wie es scheint, auf Klaibers Antrag erfolgte. Er wünschte die chronologische Ordnung; in der 8. Klasse das Nibelungenlied u. s. w., von der 9. an die neuere Litteratur. Ueberall richtet er das Augenmerk darauf, daß möglichst viel von den Hauptwerken gelesen wird, Dramen, Epen natürlich ganz, von prosaischen z. B. den ästhetischen Schriften Lessings die Hauptkapitel. Er ist fern von dem Wahn, daß die Lebensgeschichte der Dichter das Interesse für die Werke erwecke, sondern schlägt den umgekehrten Weg ein; Urteile über die Dichter treten ihm zurück vor dem Be-

ſtreben, dem Schüler vor allem die Schönheit des Geleſenen zum vollen Bewußtſein zu bringen. Beſonders erwähnt mag noch werden, daß Klaiber auch die Ueberſetzungen griechiſcher Dichter in weiterem Umfang, als dies gewöhnlich geſchieht, in den Unterricht hereinzog, wie er überhaupt offenbar beſtrebt war, in dem deutſchen Unterricht dem Realgymnaſium einen Erſatz für das Griechiſche und den Einigungspunkt für die beiden Seiten desſelben zu verſchaffen.

In dieſe Zeit fällt nun auch die Ueberſiedelung nach Untertürkheim. Klaibers Schwiegervater hatte hier für ſeine leidende Gattin eine Villa zu bauen angefangen; noch ehe ſie aber vollendet war, ſtarb die Kranke und er bewohnte nun das Landhaus allein bis zu ſeinem im März 1874 erfolgten Tod. Einige Tage darauf wurde dem Hauſe Klaibers ein Sohn geboren, und nachdem man zunächſt einen proviſoriſchen Sommeraufenthalt in Untertürkheim genommen hatte, wurde die dortige Villa zwölf Jahre lang die Heimat der Familie. Es war ein köſtliches, idylliſches Leben, das ſich nun dort abſpielte, während der Knabe heranwuchs, voll reizenden Glücks in trautem Freundesumgang, den Klaiber durch manches muntere Gelegenheitsgedicht verſchönte. Auch mancherlei Beſuche empfing man dort, z. B. die junge Prinzeſſin Pauline von Sachſen-Weimar, jetzige Erbgroßherzogin von Weimar, deren Erziehung Frl. Emma Hauff, die Couſine Klaibers, Tochter von H. Hauff, übernommen hatte, und welche Klaiber ſeit ihrem vierzehnten Jahre in der deutſchen Litteratur unterrichtete. Mit der wärmſten Zuneigung lohnte die Prinzeſſin den Eifer ihres Lehrers, dem das Gefühl, andern etwas ſein und geben zu können, ſüßes Glück und lebenslanges Bedürfnis war. Oft kam die Prinzeſſin zum Beſuch nach Untertürkheim, manchmal mit zierlichen Verſen begrüßt; bis zuletzt hat ſie ihrem Lehrer die treueſte Anhänglichkeit bewahrt, und noch kurz vor ſeinem Tode den Wunſch ausgeſprochen, ihm perſönlich die Herr-

lichkeiten Weimars zeigen zu können. Diese erste Thätigkeit in den Kreisen des Hofes führte indes weiter; als 1868 der Neffe der Königin Olga, der junge Herzog Sergius von Leuchtenberg hieher kam, übernahm Klaiber auch seine Einführung in die deutsche Litteratur, und unmittelbar darauf begannen die Stunden bei der Herzogin Wera, die Klaiber vom zwölften Jahre an bis zu ihrer Verheiratung, ja noch einige Jahre nachher fortsetzte, und in denen er, gewöhnlich in Anwesenheit der Königin Olga, namentlich auch das Neueste aus der gegenwärtigen, inländischen und ausländischen Litteratur teils vorlas, teils in seiner geschmackvollen, feinen Art entwickelte. Endlich hat er auch mehrere Jahre im Winter der verstorbenen Prinzessin Marie vorgelesen und vorgetragen.

Aber auch an andere Arbeiten und Auszeichnungen, die mit seinen besondern Studien nicht in so nahem Zusammenhang stehen, erinnert der Aufenthalt in Untertürkheim. Als im Jahre 1875 das fünfte deutsche Bundesschießen in Stuttgart vorbereitet wurde, bedurfte man im Festausschuß eines rede- und schriftgewandten Mannes und gab sich alle Mühe, Klaiber dafür zu gewinnen. Er willigte schließlich ein und führte dann die Aufgabe mit der ihm eigenen Gewissenhaftigkeit durch; wenn er viel Mühe und Arbeit davon hatte, vielleicht mehr als seiner Gesundheit zuträglich war, so hat er sich auch manchen warmen Dank und bei Hoch und Nieder bewundernde Anerkennung erworben. Die Mitglieder des Komites erinnern sich noch der unermüdlichen überall förderlichen Thätigkeit Klaibers; manchmal mußte er noch spät zu Fuß nach Untertürkheim wandern, wenn der letzte Zug verpaßt war; die Festteilnehmer seiner zündenden Reden und Ansprachen. Und es waren nicht nur Reden, Aufrufe und derartiges, was er übernehmen mußte: Dinge, die seiner Natur so fremd waren, wie nur möglich, wie Kassenangelegenheiten hat er mit der Liebenswürdigkeit, die

ihn überall auszeichnete, erledigen helfen, wenn es not that. So kann man sich nicht wundern, wenn er, der nie ein Gewehr in die Hand genommen hat, nach dem Tode des Herzogs Eugen zum Präsidenten des deutschen Schützenbundes gewählt wurde und in dieser Eigenschaft das Düsseldorfer Fest leitete. Die Schützen haben ihn auch hier hoch verehrt, die Wiener z. B. zum Ehrenmitglied gemacht. Auch später — um dies gleich hier zu sagen — wurde er in manches Komite berufen, 1877 zum Mitglied des litterarischen Sachverständigenvereins für Württemberg, Baden und Hessen ernannt; privatim wurde er schon längst als litterarischer Sachverständiger geehrt und mit Manuskripten überschwemmt; er hat getreulich bald aufmunternde bald abwehrende Auskunft erteilt und dafür bald Dank bald Undank eingeerntet. —

So mannigfache Thätigkeit läßt es kaum möglich erscheinen, daß auch noch Stunden für litterarische und im strengen Sinne wissenschaftliche Arbeit übrig geblieben wären. Dennoch hat dieselbe, seit jenem ersten Aufsatz in der Augsburger Allgemeinen Zeitung, nur in den ersten beiden Jahren der Thätigkeit am Realgymnasium ausgesetzt, und ihm eine immer entschiedenere Anerkennung verschafft. In den Jahren 1862—1865 unterstützte er mit Wintterlin seinen augenkranken Onkel Hermann Hauff bei der Redaktion des Morgenblattes, das mehrere Artikel z. B. eine Rezension von J. G. Fischers Gedichten von ihm enthält. Als das Blatt einging, schrieb er ihm die schöne Abschiedsrede und gleich darauf noch im Jahre 1865 eine Charakteristik des Morgenblattes unter dem Titel „Das Ende des Morgenblatts", im Jahre 1866 dann den Nekrolog für den trefflichen H. Hauff, beides in die Allgem. Zeitung. Vor das Stuttgarter Publikum trat er zum erstenmal in demselben Jahre mit dem Vortrag: „Das Märchen und die kindliche Phantasie" und zwar sogleich mit durchschlagendem Erfolg. Der Vortrag, sagt der Staatsanzeiger, war

nach Form und Inhalt ein Meisterstück; der junge Gelehrte bewies sich hier als geist- und talentvollen Essayisten, so zwar, daß wir uns nicht erinnern, eine abgerundetere stilistisch vollendetere Rede in unsrer Stadt gehört zu haben, die zugleich durch die ungemeine Modulation der Stimme und Akkommodation des Vortrags an den Gedanken einen so leichten Zugang zum Herzen der Hörer gefunden hätte. (Der Vortrag ist in der Beilage zur Augsburger Allgemeinen Zeitung vom 9.—12. September abgedruckt und in demselben Jahr bei A. Liesching veröffentlicht worden.) Das Jahr 1867 zeigt Klaiber wieder als regsamen Mitarbeiter der Augsburger Allgemeinen Zeitung; eine Reihe von Rezensionen über Werke sowohl der Litteratur als der bildenden Kunst, Berichte über Aufführungen, Feste, zeigen den feinfühligen Aesthetiker, dem nicht leicht eine Schönheit unbemerkt vorüberging, während er allerdings, eine wesentlich positive Natur, nicht mit eben solcher Entschiedenheit auch die Mängel hervorhob. Ich muß mich darauf beschränken, von diesen und späteren Arbeiten in Zeitschriften das zu erwähnen, was für Stuttgart von besonderer Bedeutung oder für Klaiber besonders charakteristisch ist. Das Erscheinen der vierten Auflage von Ed. Mörikes Gedichten gab ihm Veranlassung zu einem Vortrag über „Ed. Mörikes lyrische Dichtung", am 29. April zum Besten des Invalidenfonds gehalten, in welchem Klaiber zum erstenmal das feine Verständnis für den ihm besonders kongenialen Dichter zeigt, an dessen Maler Nolten er später selbst die vollendende Hand legen sollte. Der Vortrag hat für die Litteraturgeschichte noch die besondere Bedeutung, daß er unter Mörikes Augen und unterstützt von seinem Rat entstanden ist, also als eine Art Selbstbekenntnis des Dichters über das Wesentliche seines Schaffens angesehen werden darf. Außerdem ist er, wie auch der später, im Jahr 1876 bei der Gedächtnisfeier für den eben verstorbenen Dichter gehaltene Vortrag über

„Mörikes dichterischen Entwicklungsgang" getränkt von dem Eindruck der Persönlichkeit Mörikes, mit welchem Klaiber vertrauter Umgang verband. Die beiden Vorträge lassen es tief bedauern, daß es Klaiber nicht mehr vergönnt war, die zuletzt begonnene Lebensbeschreibung Mörikes auszuführen. Niemand konnte Mörike lesen wie Klaiber, niemand kannte ihn besser, empfand ihn tiefer; denn der feine griechische Zug neben der deutschen Innigkeit, dann aber auch die ästhetische Genußfähigkeit und die Neigung zu dem ästhetischen Genießen, die bei Mörike Vorzug und Mangel war, findet sich auch bei Klaiber. Wer denkt nicht auch an ihn selbst, wenn er von Mörike sagt, daß dieser, von Haus aus keine kämpfende Natur, sich durchaus im beglückenden und beglückten Einklang mit sich selbst und dem Universum entfaltet habe; — ja selbst wenn Klaiber bei Mörike von jenem Epikureismus des Schönen spricht, jenem geistigen Schwelgen in den ausgesuchten Genüssen einer Tafel, die mit dem Feinsten und Reinsten aller Zeiten und Völker besetzt war, davon, daß Mörikes reicher, mannigfaltiger und freier Geist, dem die strenge Konsequenz eines tiefdringenden Studiums nicht gegeben war, dagegen für alles menschlich Bedeutende und Wissenswerte eine warme Empfindung und eine gleichsam vom Gemüt aus erregte Aneignungsfähigkeit besaß, so werden wir nicht umhin können, bei Klaiber, dem jedoch die Fähigkeit energischer Konzentration keineswegs abging, einigermaßen verwandte Züge zu bemerken.

Schien bis zum Jahre 1870 die leichte ästhetische Arbeit, die anmutig populäre Vermittlung des Schönen die Richtung zu sein, welche Klaibers Geist einschlug, so wird nun aber diese ästhetische Periode abgelöst durch eine zweite, die ich die kulturhistorische nennen möchte. Zwar gehört die 1870 erschienene Schrift: „Die Frauen in der deutschen Heldensage" noch ganz der eben genannten Gattung an; sie zeigt neben dem tiefen Gefühl für das Germanische

vor allem wieder jene Feinheit des äſthetiſchen Empfindens, deſſen zarter Nerv von jedem Hauch der Schönheit erzittert, und die lichte, harmoniſch abgerundete Darſtellung, die leicht und anmutig bewegte Sprache. Dann aber folgen nacheinander

1870 der Vortrag: „Stuttgart vor hundert Jahren“ (gehalten am 11. Juni im Muſeum zum Beſten der Olgaheilanſtalt, nachher gedruckt bei C. Grüninger), der Muſeumsvortrag „Schiller in der Karlsſchule“; „die Stadt Stuttgart und ihre Umgebung“, Feſtſchrift zum deutſchen Juriſtentag im Jahre 1871; weiter 1872 der Vortrag: „Deutſche

und ſchwäbiſche Zuſtände um die Mitte des vorigen Jahrhunderts“ (gehalten im Georgenäum in Calw am 26. Dez. 1872, gedruckt im Jahr 1873 bei E. Müller). Sodann 1873 die Programmabhandlung über die hohe Karlsſchule; die Feſtſchrift zum fünften deutſchen Bundesſchießen im Jahr 1875 „Stuttgarts Vergangenheit und Gegenwart“ und in demſelben Jahr, in der Beilage zum Staatsanzeiger, „die Stuttgarter Schützenfeſte im 16. Jahrhundert“. Auch die „Chronologie von Schillers Flucht“ in der Beilage zum Staatsanzeiger hängt mit dieſen geſchichtlichen Arbeiten zuſammen und ihren Abſchluß erhalten dieſelben mit der Schrift: „Hölderlin, Hegel und Schelling“, welche von Cotta 1877 der Landesuniverſität zum Jubiläum gewidmet wurde. Die erſtgenannten Vorträge „Stuttgart vor hundert Jahren“ u. ſ. f. ſind vielleicht die reizendſten Arbeiten Klaibers. Ein volles Gefühl für das Gemütlich Warme, Heimelige, Ehrenfeſte Gute und zugleich für das Zopfige, Drollige macht ihn hier zum wahren Humoriſten und ſo war denn auch die Wirkung eine ausgezeichnete. „Wir haben ſelten,“ ſagt ein Bericht, „einen ſo meiſterhaften, abgerundeten, nach Form und Inhalt gleich vorzüglichen, mit dem Reiz einer ſchönen Diktion ausgeſtatteten Vortrag gehört und genoſſen. Das Thema verhieß ein kulturgeſchichtliches Genrebild aus der Rokokozeit. Der Redner hat uns einen wahren Meiſſonier gegeben, ſo lebensfriſch ſtellte er die Geſtalten vor uns hin, ſo verſtändnisinnig wußte er das äußerliche Treiben und das geiſtige Streben jener Zeit uns nahezubringen, ſo zauberiſch war auch die Gewalt, mit welcher er die Zuhörer in ſeinen Ideenkreis bannte. Herr Klaiber beſitzt die Kunſt, mit kleinen Strichen große Wirkungen zu erzielen, Licht und Schatten kunſtgemäß zu verteilen, im Vollbeſitz eines feinen Geſchmacks das Treffende zu ſagen, Ueberflüſſiges und Ueberladenes zu vermeiden, und verdankt der Vereinigung dieſer wertvollen Gaben, mit welchen er das Talent

einer durchaus überlegenen Sprachbeherrschung und einer wohllautenden Rede verbindet, den großen Erfolg, den er erzielt, so oft er auftritt. Graziöser haben wir noch nie den Zopf beschreiben, pikanter noch nie die ganze Eigentümlichkeit jener wunderlichen Zeit in ihre Elemente zerlegen sehen, als es gestern durch den jungen Redner geschah." Wir wüßten zu diesem unter dem lebendigen Eindruck des Vortrags geschriebenen Urteil nichts hinzuzufügen; der Vortrag hat in der That alle die ihm zugeschriebenen Eigenschaften, ist voll Grazie, beruht auf einer reichen und lebendigen Anschauung und wird in seiner Art immer ein Muster bleiben. Ernster und mühseliger, wenn auch gewiß nicht schwerer war die Aufgabe, welche sich Klaiber in der Abhandlung „über den Unterricht in der ehemaligen Hohen Karlsschule in Stuttgart" (zum Programm des Realgymnasiums 1873) gestellt hat. Hier galt es einmal, ein sehr umfangreiches Aktenmaterial zu bearbeiten, sodann einen sehr trockenen Stoff in eine genießbare Form zu bringen. Beides ist ihm in hohem Maße gelungen. Die Arbeit hat die landläufigen oberflächlichen Anschauungen über die Hohe Karlsschule gründlich umgestaltet und gezeigt, daß dieselbe nicht nur negativ, dadurch daß ihre militärische Enge den Freiheitsdurst künstlich züchtete, sondern auch positiv, durch ihre teilweise ausgezeichneten Unterrichtsgrundsätze, viel für Schiller gethan hat, und daß es keineswegs Zufall ist, wenn so mancher bahnbrechende Geist aus ihr hervorgegangen ist. Man darf Klaibers Programmabhandlung deswegen wohl als Ehrenrettung eines schwäbischen Fürsten und als Urkunde eines neuen Ruhmestitels für unser engeres Vaterland, überhaupt aber als eine wirkliche litteraturgeschichtliche That bezeichnen. Sachlich viel weniger Neues bietet die Jubiläumsschrift „Hölderlin, Hegel und Schelling", welche die Veranlassung wurde, daß Klaiber „wegen seiner hochgelehrten und formvollendeten Schriften über die menschliche

und bürgerliche Bildung im alten Württemberg, über die Hohe Karlsschule und über Hölderlin, Hegel und Schelling" von der philosophischen Fakultät der Tübinger Universität zum Ehrendoktor ernannt wurde; doch giebt sie einerseits ein sehr anschauliches Bild von den Verhältnissen, unter denen die drei großen Männer sich entwickelten und hat überhaupt, als schriftstellerische Leistung betrachtet, wirklich den Vorzug jener liebevollen Versenkung in den Gegenstand, die der Verfasser selbst im Vorwort für sich in Anspruch nimmt, und jener reinlichen Exposition und Entwicklung, die alles auszeichnet, was Klaiber geschrieben hat. Galt es in diesen Schriften recht ernste Quellenforschung, so in der Arbeit zum Juristentag und Schützenfest mehr eine anmutig leichte Darstellung, die Grazie des Plauderns, um den trockenen Ton des Reisehandbuchs zu vermeiden. In ganz ausgezeichnetem Maß ist das Klaiber gelungen, die Beschreibungen lesen sich wie eine Novelle und es ist kein Wunder, wenn Klaiber noch in dem letzten Lebensjahre auf eine derartige Arbeit zurückgekommen ist, indem er für Orell-Füßlis „Europäische Wanderbilder" Stuttgart noch einmal mit demselben Reiz beschrieb.

Wir sind nun der Zeit nahe gerückt, wo Klaiber seine Thätigkeit an der Schule, teilweise auf fremden Antrieb, jedenfalls aber auch in der Hoffnung, für seine litterarischen Arbeiten mehr Zeit zu bekommen, verließ und sich auf die Stelle eines Mitglieds der Kultministerialabteilung für Gelehrten- und Realschulen, also die Stelle eines Studienrats versetzen ließ. Er dachte wohl auch an eine gründlichere Durcharbeitung der dortigen Aktenschätze, vielleicht zum Zweck jener Geschichte des Stifts, die wir immer noch entbehren; allein in der Hoffnung auf reichlichere Zeit zu solchen Arbeiten sah er sich gründlich getäuscht. Er kam nur zu kleineren Aufsätzen, hauptsächlich für die Beilage zum Staatsanzeiger geschrieben; der wichtigste ist das nachher bei

Th. Knapp besonders gedruckte liebevolle und köstliche Lebensbild Wilhelm Hauffs. Die Menge der zum Teil sehr mechanischen Arbeiten ließ ihn oft nach seinem Katheder zurückseufzen, nach der Berührung mit der Jugend, an der doch seine Seele hing; und die Visitationsreisen brachten manche Unbequemlichkeit mit sich. Zwar regten dieselben sein Interesse in hohem Maße an. Es lockte ihn, die mancherlei Menschen und Verhältnisse kennen zu lernen, die er mit leichtem und überschauendem Geist auffaßte; der Sinn für das Leben, wo es sich regt und bewegt, der dem künstlerischen Geist so eigen ist, war bei ihm hochentwickelt; aber leider war seine Gesundheit nicht mehr die kräftigste. Schon im Jahre 1883 hatte ihn ein rheumatisches Leiden ergriffen, das ihm das Gehen oft sehr beschwerlich machte. Dann stellte sich, vielleicht infolge eines bei einem Besuch in Italien 1876 mitgebrachten Malariafiebers ein eigentümliches Hautleiden ein, mit dem die Aerzte nichts anzufangen wußten, und das in einer starken Geschwulst des Gesichts sein peinvollstes Stadium erreichte und nur vorübergehend zum Weichen zu bringen war. Es gab manche Unterbrechungen in der amtlichen Thätigkeit, ein Semester brachte er in der Tübinger Universitätsklinik bei Liebermeister zu, zweimal reiste er mit der Gattin nach Italien; schwere Kuren wurden durchgemacht, schwerere angedroht, endlich half eine unscheinbare Aenderung der Kur auf längere Zeit. Von größeren Aktionen, die Klaiber von 1881—86 im Studienrat mitgemacht hätte, hören wir nichts; die Frage der Schulreform stand damals noch nicht so brennend da; wie er sich dazu gestellt hätte, läßt sich aus manchen Aeußerungen in seinen Schriften entnehmen. Daß er das Griechische für unentbehrlich zur höheren Bildung hielt, läßt sich bei einem so ganz mit griechischem Geist getränkten Mann erwarten; man vergleiche die Aeußerungen darüber bei Hölderlin; wie wünschenswert ihm ein beherrschendes Zentralfach im Unter-

richt ſchien, mag man aus dem entnehmen, was er über die Stellung der Philoſophie in der Karlsſchule ſagt; das Wichtigſte an ſeinen pädagogiſchen Anſichten aber ſcheint mir die rühmende Hervorhebung der reichlichen Zeit zu ſein, welche ſowohl die Karlsſchule als die alten Kloſterſchulen dem Privatſtudium, der ſelbſtändigen Verarbeitung des Unterrichtsſtoffes, zuteilten, ein Geſichtspunkt, der leider unſerer ſich immer mehr veräußerlichenden, an dem bloß Stofflichen — und wie fruchtlos! hängenden Zeit immer mehr verloren geht. Daß Klaiber auch an der Neuordnung der Rechtſchreibung mitgearbeitet und ſie öffentlich (Staatsanzeiger 1884, 4) vertreten hat, ſei nur im Vorübergehen erwähnt.

Gelang nun alſo eine größere Vertiefung, eine weitere Ausbreitung der geſchichtlichen Studien auf der neuen Stelle nicht, ſo beginnt dagegen jetzt eine dritte Periode im geiſtigen Leben Klaibers, die Periode der Reden. Nicht weniger als 16 Reden hat er in den 16 Jahren von 1876 bis zu ſeinem Tode gehalten, bei den Dichterfeſten des Liederkranzes (Freiligrath, Mörike 1877, Uhlandsbankett 1887, Schillerfeſt 1888 und 1892, Gedächtnisfeier für Karl Gerock 1890), bei Denkmalsenthüllungen (Freiligrath 1878, Hauff 1882, Bismark-Moltke 1889, Viſcher in demſelben Jahr), an nationalen Gedenktagen (Sedanfeſt 1877, Bismarckfeier 1890), bei ſonſtigen feſtlichen Anläſſen wie dem Schützenfeſt 1875, dem Beſuch des Wiener Männergeſangvereins, dem Reiterfeſt 1886, zu dem er, wie zum Koſtümfeſt des Kunſtgewerbevereins ein Feſtſpiel dichtete u. ſ. f. Immer war man froh, ihn zum Redner gewonnen zu haben, denn er verſtand es in ausgezeichnetem Maß, der Stimmung ſolcher Tage und Stunden feſtlichen, verklärten Ausdruck zu geben. Seine Rede war immer als Kunſtwerk gedacht und empfunden, ſie wurde, obwohl frei gehalten, ſorgfältig, auch ſchriftlich vorbereitet und im Ausdruck, wie ſeine Manuſkripte beweiſen, mit der größten Gewiſſenhaftigkeit gefeilt; doch ent-

ſprang das Ganze aus dem Augenblick; er konnte nie lang vorher anfangen, arbeitete dann aber, wenn der Tag herannahte, mit großer Konzentration und in raſchem Zuge. Kam dann die Stunde, ſo betrat auch er, zum Troſt für die Redner ſei es geſagt! die Bühne nicht ohne Herzpochen; aber kaum hatte er begonnen, ſo lebte ſeine Seele im Gegenſtand und dann floſſen ihm die Worte tadellos leicht, wie Honigſeim von den Lippen. Die Stimme war nicht ſtark, aber voll Metall, mit weichem Timbre aber tief und klar aus der Bruſt, und auch im Piano noch vollkommen verſtändlich, einer außerordentlichen Modulation fähig. So wirkte die Rede als Ganzes wie eine Feſtſymphonie. Immer war ſie lyriſcher Art, nicht epiſch, mit plaſtiſchem Fluß der ſich entwickelnden Momente und Gedanken, nicht dramatiſch, mit ſcharfen Accenten, zugeſpitzten Gedanken, antithetiſchen Wendungen, die Konturen traten zurück hinter dem Schmelz der Farbe. Da wußte er gleich mit den erſten Worten die Stimmung vernehmlich anzuſchlagen und dann auch trefflich durchzuführen. Das einemal klang's wie Poſaunenſtöße, ſo bei Bismarck und Moltke, bei Hauff wie ein Flötenton, bei Schiller wie Orgelklang, bei Gerock wie abendliches Glockenläuten. Man vergleiche die Einleitung zum Bismarck- und Moltkefeſt: „Die Größten ſind's, ſo rief es in unſerem Herzen, die Größten von allen, die jetzt auf Erden wandeln, und dieſe Größten ſind Deutſche!" mit der Rede nach der Abſetzung Bismarcks: dort reiche, raſche Siegesfanfaren, hier der Widerſtreit banger, mißmutiger, ſorgenvoller und doch wieder ſtolzer, leidenſchaftlich dankbarer Töne in den erſten ſcharfabgeſtoßenen Sätzen. War dann die Stimmung angeſchlagen, ſo bot ihm der Gegenſtand eine Fülle von Bildern und Anſchauungen, ſie zu erhalten, und immer folgte die Sprache der Natur des Gegenſtandes faſt bis in den Satzbau hinein; wie blühend reich, wie durchlichtet und durchwärmt iſt die Sprache in der Hauffrede, wie ernſt

ſchlicht, ſolid, gedankenmäßig iſt dagegen Uhland behandelt, der ſchlichte Mann in ſchlichter, der ernſte, knappe in ernſter, knapper Form. Dann bei Schiller alles prächtig, groß, im höheren Ton; Perioden, Bilder wie eine Feſtouvertüre, und bei Viſcher erhebt ſich an dem Bilde des Gefeierten die Sprache Klaibers faſt zu der antithetiſchen Schärfe, der plaſtiſchen Rundung, die dem mächtigen Manne eigen war. So zwang er den Zuhörer in die Stimmung, indem er ſich ganz in den Zauber des Gegenſtands verſenkte; man mußte ſeine Wärme mitempfinden; das Denkmal war ihm nicht ein einſamer toter Stein; es lebte, es ſchaute hinab in das Thal und empfing den Gruß der heimiſchen Höhen, des Mondes, der darüber hinziehenden Sterne, Frühlingswehen flog um ſeine Stirn, Stürme und Gewitter umdunkelten und umleuchteten es, und der Regen netzte ihm den Buſen. Und wie wußte er uns die Geſtalten der Vergangenheit nahezubringen, ihnen in unſrem Gemüt ein neues Leben zu geben! „Noch nicht fünfundzwanzig Jahre,“ ruft er am Denkmal des ſo früh verſtorbenen Hauff aus — „das iſt es, was ſein freudehelles Bild mit dem ſanften Schimmer von Wehmut überzieht und ihn unſern Herzen doppelt teuer macht: in Jugendfülle dahingerafft, wie Achill, wie Konradin, ein jugendfriſches, farbenhelles Leben, ein reicher Frühling dem kein Herbſt gegeben! — Auch das Schöne muß ſterben! ſo hebt Schiller das herrliche Klaglied an. „Siehe, da weinen die Götter, es weinen die Göttinnen alle, daß das Schöne vergeht, daß das Vollkommene ſtirbt! Aber in der Geſtalt, in welcher der Menſch die Erde verläßt, wandelt er unter den Schatten, und ſo lebt nun auch Wilhelm Hauff als Jüngling gleich jenen im Herzen der Nachwelt fort, und wie ſchön iſt's, ewig jung zu ſein!“ Wer empfindet nicht den ſüßen Wohllaut dieſer Klage, die ſo leis getragen an unſer Ohr dringt! „Und als uns dann die Mutter den Lichtenſtein erlaubte, großer Himmel! erinnert

ihr euch noch der Andacht, mit der wir auf unseren Schemel gekauert, die Welt um uns vergaßen!" — Dann läßt er die Gestalten der Dichtung vor uns vorüberziehen, jede in ihrem eigentümlichen Farbenton mit kurzen, meist außerordentlich glücklichen Wendungen das Leitmotiv anschlagend. Aber auch vor kräftigen Wendungen scheute er, wenn es notthat, nicht zurück. Bismarck, der zur höchsten philosophischen Betrachtung auffordert, ward ihm zur verkörperten Weltvernunft, und das Wort, um das er viel geschmäht worden ist, soll sein Recht behalten! Es ist ebenso gewiß mit dem Geiste Hegels getränkt und aus der echtesten Geschichtsauffassung des 19. Jahrhunderts entsprungen, wie man auf dem Standpunkt des vorigen Jahrhunderts stehen bleibt, wenn man an eine weltgeschichtliche Erscheinung und die Weltgeschichte überhaupt nur den abstrakten Maßstab der abstrakten Freiheitsidee anzulegen weiß, die so ärmlich ist gegen dem Ungeheuren eines Volksbedürfnisses. Die Reden Klaibers, anfangs fast zu reich und blühend in der Sprache, zeigen eine zunehmende Vollkommenheit; nicht ohne tiefe Wehmut wird man die letzte Schillerrede lesen, fast den Schwanengesang des Redners, so abgeklärt, die Situation, den Gegenstand, die ganze Gegenwart voll auffassend und rein ausdrückend, in einzelnen mächtigen Stellen zur höchsten Wirkung sich erhebend.

Man spürt in dieser Rede zweifellos die vertiefende Wirkung, welche die letzte Berufsthätigkeit, die Klaiber beschieden war, auf ihn ausübte, die Thätigkeit des Lehrers der Litteratur und Aesthetik an der Technischen Hochschule. Als Fr. Vischer gestorben war, stand die Technische Hochschule vor einer ernsten Wahl. Schwierig und lang erwogen fiel sie endlich auf Klaiber, dem nun das schönste Glück beschert war, was er sein Leben lang als höchsten und edelsten Beruf geachtet hatte, die Vermittlung des Schönen an die Jugend, die Zeitgenossen, in einem neuen und höheren Maße

zu üben und ſo ſein Leben zu ſeinem natürlichen Höhepunkt zu führen. Man darf es glauben, daß ihm nach dem Wort des Cornelius „jeder Atemzug bei dieſer Arbeit tiefe Seligkeit war“. Was er immer dem widerſtrebenden Amt hatte abringen müſſen, die Verſenkung in die Werke unſerer Dichter, das war ihm nun Pflicht des Amtes und Berufes ſelbſt. In der Antrittsvorleſung, die eine treffliche Lobrede auf den Amtsvorgänger wurde, hat er ſich darüber ausgeſprochen, in welchem Sinn er ſeinen Beruf auffaßte. Eine Stunde des Genuſſes und der Erholung ſollte dem an die Strenge des mathematiſchen Denkens tagsüber gebundenen Techniker die abendliche Litteraturſtunde werden, Rückführung aus der Weite in die Sammlung des Gemüts, aus dem Realen ins Ideale. Als Inbegriff des geiſtigen Lebens der Nation, als höchſte Blüte desſelben, nicht als tote Geſchichte ſollte die Litteraturgeſchichte behandelt werden und ſo im höchſten Sinn allgemeinbildend wirken. In dieſem Sinn hat er nun alſo deutſche Litteratur, Fauſt, Shakeſpeare, epiſche Dichtungen u. ſ. w. unter ſteigendem Zulauf, namentlich von Hoſpitanten, geleſen. Bei reichen Kenntniſſen, die er auf vielen Gebieten hatte, wurde ihm die Vorbereitung nicht allzu ſchwer. Nur ſelten ſchrieb er eingehend, ohne ſich dann im Vortrag an das Geſchriebene zu binden; oft genügten Zettelchen mit Citaten als feſtes Gerippe, an das die Vorleſung ſich anlehnte. Schwieriger wurde ihm die Aeſthetik; er zweifelte, ob es heute ſchon möglich ſei, ein neues Syſtem der Aeſthetik zu gründen, während die alten Syſteme doch abgewirtſchaftet hatten. Seine eigene Methode, an Köſtlin, Dilthey, Fechner anſchließend, war die pſychologiſche; ſie wollte nur Winke, einzelne Erkenntniſſe geben, ohne den Verſuch zu machen, das Schöne in das Geſamtſyſtem der geiſtigen Thätigkeiten und Ideale einzufügen. Doch war er in der idealiſtiſchen Grundanſchauung vom Weſen des Schönen mit Viſcher einverſtanden. Hat er ſich

also in der Aesthetik, wo es einer entschiedenen philosophischen Grundlage bedurfte, selbst nicht befriedigt gefühlt, so war er dagegen ganz an seinem Platz in den Redeübungen, in denen er mit trefflicher Systematik vom Leichteren zum Schwereren fortschreitend, die Thätigkeit der Teilnehmer mit eigenen theoretischen Ausführungen unterbrechend, die Redefähigkeit der Zuhörer zu bilden suchte. Neu eingeführt hat er am Polytechnikum eine Reihe von Uebungen, die ausdrücklich zur Vorbildung künftiger Lehrer bestimmt waren, Uebungen im Erklären Schillerscher Gedichte u. s. w., wie er überhaupt für die pädagogische Vorbildung der Lehrer ein warmes Herz hatte.

Fünf Jahre, vom Herbst 1887 an, hat er so an der Technischen Hochschule gewirkt, als Lehrer und als Redner bei so mancher frohen und traurigen Veranlassung. Seine Gesundheit war während dieser Zeit nie ganz fest gewesen. Immer zeigten sich von Zeit zu Zeit wieder die Spuren des alten Leidens und nur der fortgesetzte Gebrauch von Arzneimitteln hielt die Erscheinungen zurück. Mit bewundeswerter Seelenstärke hat der sonst so weich organisierte Mann sein Leiden getragen und die Arbeit dem siechen Körper abgerungen. Von dem geselligen Leben mußte er sich ganz zurückziehen; nur in seinem eigenen Hause empfing er die Verwandten und Freunde, so war einmal in der Woche Abends Donndorf bei ihm, dem er Goethe und Mörike in seiner feinen, schönen Art vorlas.

An Pfingsten pflegte er Erholung zu suchen bei seinem Vetter, Pfarrer Klaiber in Hirsau. Das dortige Kloster, seine Geschichte, die Studien des Geistlichen darüber zogen ihn an; eine Haselnußlaube im Pfarrgarten war sein Lieblingsplätzchen. In der herrlichen Luft atmete er auf, schon vom Bahnhof kommend, war er voll Entzücken. Wie köstlich ihm der Aufenthalt war, davon zeugen die Gedichte, die er in das Gästebuch des Pfarrhauses improvisierte. Hier treuer! ist eines davon.

So leb' denn wohl, Du herzig Schätzchen,
O Du, mein wunderholdes Plätzchen,
Verloren halb im Weltenraum,
Dort hinten unterm Haſelbaum!
So fern von all' dem Luſtgepränge
So ſtill umhegt vom Blattgedränge!
Die Lerche nur im blauen Raum,
Die Amſel auf dem Birnenbaum,
Rotſchwänzchen auch und Finken all
Umdrängen mich mit ſüßem Schall,
Und ſelig brummt durch's hohe Gras
Das Käferchen ohne Unterlaß.
Doch dort, ſo aufrecht groß der Turm
Erzählt vom Weltenſchickſalsſturm,
Und alter Zeiten zarter Duft
Durchwürzt die Kraft der Schwarzwaldluft,
Und wiegt das Herz in trauten Traum,
Behüt' Dich, Gott, o Haſelbaum!

Im Herbſt reiſte er dann ſeit mehreren Jahren nach Tirol. Mehrmals war er in Steinach am Brenner, über das die mächtigen Stubaithalgletſcher hereinragen. Dort ſang er am 4. September 1890 der teuren Gattin zum Geburtstag:

Mancherlei ward uns diesmal zu teil im freundlichen Steinach,
Goldene Fülle des Lichts, eiſiger Regen und Schnee,
Geſtern lag unendlicher Glanz um die ſchneeigen Berge.
Heut erfüllten ringsum ſchaurige Nebel die Welt,
Doch ob Froſt durch das Thal, ob entzückender Schimmer ſich ausgoß,
Du bliebſt geſtern wie heut, immer dir, Herrliche, gleich.
Selig, wem ein Weib von ſolchem Sinne beſchert ward,
Stark an beſtändiger Bruſt ruht er im Wandel der Welt.

Und im nächſten Jahr:

Fünfzig Jahre haſt du vollendet,
Fünfundzwanzig bald mit mir,
Haſt mir Licht und Kraft geſpendet
Warſt mir Hand und Fuß und Zier.

Hast in Treue unermessen
Lieb und gut für mich gestrebt,
Hast dich selber ganz vergessen
Einzig nur in mir gelebt.

Heut verehr ich, still mich neigend,
Deines Wesens heilig Bild,
Drücke auf das Haupt dir schweigend,
Diesen Kuß, von Dank erfüllt.

Gegen Ende des Sommers 1892 feierte er das Fest des Realgymnasiums mit Begeisterung mit. Die Erinnerung an die schöne Zeit, die er dort lehrte, die Dankbarkeit und Anhänglichkeit der einstigen Schüler, die sich aufs neue kundgab, that ihm innig wohl, und mit jugendlicher Frische hielt er bis zum Morgen aus.

So hatte er in verhältnismäßigem Wohlbefinden, froh der nun kommenden Erleichterung, denn zum erstenmal konnte er jetzt eine Vorlesung wiederholen! auch in diesem Jahre die Vakanz angetreten, und nach einem Besuch in München, wo er die Ausstellung sah, mit den Seinen Aufenthalt auf der Mendel genommen. Die ersten Wochen vergingen ganz gut; er, der schlechte Fußgänger, wagte es sogar auf steilem Weg einen kleinen Berg zu ersteigen! Am Geburtstag des Kaisers Franz hielt er in froher Gesellschaft noch eine Rede, auf das Zusammenhalten mit den Deutschen Oesterreichs, auf die Bedeutung der Süddeutschen im Geistesleben als Nation — seine letzte. Denn auf einmal regte sich das alte Leiden und mit ihm kam eine trübe Ahnung über den Leidenden. Das Ekzem im Gesichte kam und verging wieder. Aber eine eigentümliche Mattigkeit war ihm geblieben, das Leben wollte nicht recht zurückkehren. Die geängstete Gattin drang auf die Heimreise. Sie wurde am zehnten September angetreten. Im obenerwähnten Steinach, einige Stunden ober Innsbruck, machte man Halt, da ein von früheren Zeiten bekannter Arzt hier wohnte. Er kam und fand den Zustand

des Kranken nicht gerade bedenklich, die Nerven aber in arger Zerrüttung. Man beschloß ein paar Tage zu bleiben. Es zeigten sich leichte Beschwerden, rheumatische Affektionen in den Brust- und Armmuskeln; diese wichen den angewendeten Mitteln, aber eine schwere Unruhe blieb zurück. Man versuchte Schlafmittel, die anfangs wirkten, später kaum in verstärkter Dosis Linderung brachten. In der Nacht vom dreizehnten auf den vierzehnten September hatte er endlich nach langem peinvollem Harren Ruhe gefunden — aber um nie mehr zum Bewußtsein zu erwachen. Die treue Gattin, die ihn mit unermüdlicher Sorgfalt pflegte, fand ihn nach kurzer Ruhe, das Angesicht schon vom Tod überschattet. Ehe der schnell herbeigerufene Arzt kam, war er verschieden.

Die Trauerkunde kam vollkommen überraschend und so doppelt schmerzvoll ins Land. Klaibers Tod war vor allem ein schwerer Schlag für die technische Hochschule. Sein feines Gefühl für das Schöne, die milde Klarheit seiner Natur, seine ausgezeichnete Darstellungsfähigkeit hatten ihn zu einem Liebling seiner Zuhörer gemacht. Aber der Kreis der Freunde, die er sich erworben, reichte über die Hochschule hinaus; überall schätzte und bewunderte man ihn als Schriftsteller, als Redner und als Menschen. Als Schriftsteller war er voll Leben und Anmut, ein vollendeter Darsteller, als Redner ein Klassiker, von unvergleichlicher Schönheit des Vortrags, als Mensch ein echter Humanist, berauscht vom Schönen, für die harmonische Vollendung der Menschheit in sich erglüht, daneben aber von deutscher Gemütswärme. Wer ihn kannte, rühmte an ihm das tiefe Pflichtgefühl, das seiner Neigung zum schönen Genusse des Lebens die Wage hielt, seine unbedingte Zuverlässigkeit, seine edle Uneigennützigkeit, seine liebenswürdige Geselligkeit, seine warme Menschenliebe. Wenige wissen, daß er mit dem ihm eignen Zartgefühl oft bis an die Grenze seines Könnens wohlthätig war; die Milde seines Urteils über andere haben

viele erfahren, sie war so groß als die Bescheidenheit, mit der er von sich selbst dachte. Gegen Geringere war er voll Rücksicht und Zugänglichkeit, gegen Hohe offen und gerade. Sein Vaterlandsgefühl war warm und innig; aber vor dem Parteitreiben hatte er, wie Goethe, Scheu und Abneigung. Ebenso verbarg er vor dem Gezänke die Tiefen seines religiösen Gemüts; die tote Formel der Religion war ihm nichts. So, mit dieser milden friedvollen, dem Streit ausweichenden Natur hatte er keinen Feind und unzählige Freunde.

Im fremden Land, im Alpengebiet, an demselben Tag wie Fr. Vischer ist sein Nachfolger entschlafen. Viele folgten ihm zum Grabe und keiner verließ es ohne tiefe Bewegung. Denn allen, die ihn kannten, war es warm ums Herz bei ihm geworden. Das ist der unauslöschliche Friede an diesem leidvollen Grabe. Amor et deliciae, Liebe und Wonne, wie jener römische Kaiser für die, die ihm im Leben nahestanden. Es ist schön, mit diesem Nachruf begraben zu werden. Und wahr ist es gewesen, wenn der Liederkranz seinem Ehrenmitglied jenes heilig schöne Klagelied über den entschlafenen Sänger sang: auch sein Ohr hatte an ferner Welten Thor gelauscht und seine Zunge beredt davon gesungen, was er dort gehört.

**Diez, Max, Theorie des Gefühls zur Begründung der Aesthetik.** 11 1/2 Bogen. 8°. M. 2.70.

**Blätter für litterarische Unterhaltung:** Diez gehört das Verdienst an, der Kunst ihre feste Stelle im Geistesleben nicht allein angegeben, sondern auch begründet zu haben. Und wir schätzen dieses Verdienst um so höher, als damit die Gleichwertigkeit von Gefühl, Wille und Denken endlich anerkannt werden kann.

**Manno, K. (Temcke), Gräfin Gerhild.** Eine Erzählung. 24 Bogen. 8°. Brosch. M. 4.50, geb. M. 5.50.

**Tägliche Rundschau:** Das beste an dem Roman ist seine sprudelnde Frische; in seinen Schilderungen ist er ein hohes Lied auf schöne Leiblichkeit und körperliche Gewandtheit.

**Schwäbischer Merkur:** Unsrem Volke thut es not, wieder einmal den warmen Hauch eines kerngesunden Idealismus zu verspüren, und der ist uns hier geboten.

**Manno, K. (Temcke), Beowulf.** Ein Sportroman. 48 Bogen. 8°. 2. Aufl. 2 Bände. Brosch. M. 6.—. Gebunden in 2 Bänden M. 8.—.

**Hannöverscher Courier:** Ich darf den Roman als eine ungewöhnlich interessante Erscheinung, der die novellistische Tagesproduktion turmhoch überragt, bezeichnen.

**Wilhelm Lübke in der Täglichen Rundschau:** Eine echte Dichterschöpfung, die mit freiem Blick und keckem Griff das volle Leben weckt und es in fesselnden Gestalten vor uns hinzumalen weiß.

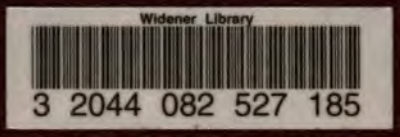
**Paulus, Eduard. Gesammelte Dichtungen.** 29 Bogen. 8°. Brosch. M. 4.—. Geb. M. 5.—.

**Karl Weitbrecht in der Neuen Züricher Zeitung:** Man wird schwerlich befürchten müssen, dereinst als falscher Prophet erfunden zu werden, wenn man voraussagt, Eduard Paulus werde einer späteren Zeit als einer der bedeutendsten schwäbischen Dichter aus dem 19. Jahrhundert gelten.

This book should be returned to
the Library on or before the last date
stamped below.

A fine is incurred by retaining it
beyond the specified time.

Please return promptly.


Widener Library
3 2044 082 527 185